Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933
1924

58 (8.3.1924) Wissenschaft und Bildung

Visual Library

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 8. März 1924

Die kleine Bibliothek

Von Curt Amend.

Im Kreise von Bücherfreunden wird oft die Frage aufgeworfen und erörtert, wie wohl eine Bibliothek auszusehen hätte, die für einen nicht mit Glücksgütern gesegneten Volksgenossen bestimmt ist und doch, das Schönste und Beste umfassend, ein ganzes Leben lang ausreicht. Es erscheint mir nützlich, auch hier einmal auf diese Frage einzugehen.

Wenn auch die ziemlich allgemein verbreitete Annahme, daß das deutsche Volk, als Ganzes genommen, vorwiegend schlechte Literatur liest, nach den Ergebnissen der Statistik nicht ganz zutrifft, so sind wir doch andererseits von dem allein wünschenswerten Zustand, daß die besten Dichter und Erzähler auch die meisten Leser haben, noch sehr weit entfernt. Es ist jedoch nicht nur die Kritiklosigkeit des Publikums, die es verschuldet, daß die großen Dichter unsrer Nation noch lange nicht die gebührende Beachtung finden, sondern es ist vielfach auch der Zeitcharakter selbst mit seinem nervösen, überhasteten Tempo, der sogar anspruchsvolle Menschen nicht immer zum ruhigen Genuß der Lektüre unsrer großen Erzähler gelangen läßt. Nur zu oft greift gerade der geistig übermäßig Beschäftigte gerne nach einem sensationellen oder aufregenden Schmöker, um sich auf diese Weise etwas entspannen und ablenken zu können. Die hingebungsvolle Ruhe und innige Ergriffenheit, die nun einmal zur Lektüre der Meisterprosa unseres Volkes gehört, glaubt er in einem Kampf ums Dasein, der immer wildere Formen angenommen hat, ja meist doch nicht aufbringen zu können.

Vielleicht versucht er es aber auch erst garnicht mit der nötigen Energie. Vor allem ist er, der gründliche Deutsche, in dem Wahn befangen, daß, wenn er sich schon an den Roman eines Meisters der Prosa heranmacht, dieses ganze Werk nun auch unbedingt in raschester Zeit ausgelesen werden müßte. Eine solche Absicht ist an sich löblich, sie führt aber hier nicht zum Ziele, da sie in den meisten Fällen den Verzicht schlechthin heraufbeschwören wird. Und das ist sehr schade. Ein jeder sollte so klug sein, um einzusehen, daß auch nur 10 oder 20 Seiten aus den „Wahlverwandtschaften" von Goethe, aus dem „Grünen Heinrich" von Gottfried Keller oder aus dem „Stopfkuchen" von Wilhelm Raabe ihrem inneren Gehalt nach immer noch unendlich viel mehr wiegen, als 10 Bände Rudolf Herzog und 100 Bände Courths-Mahler. Die Hauptsache ist dabei natürlich, daß die Werke unsrer großen Prosadichter einem jeden vom deutschen Schrifttum begeisterten Volksgenossen auch ständig zur Hand sind!

Und dazu ist es notwendig, jene kleine Bibliothek zu besitzen, über deren Zusammensetzung und Eigenart gleich gesprochen werden soll. Geht der Besitzer dieser Bibliothek dann einmal auf Reisen, so kann er diesen oder jenen Band mitgehen heißen und wenigstens ein paar Stunden mit wirklich guter Lektüre anfüllen.

Selbstverständlich ist unsere kleine Bibliothek nur als ein Grundstock gedacht. Sie kann nicht nur, sondern sie soll erweitert werden. Aber es ist wichtig und notwendig, überhaupt einmal einen solchen Grundstock zu errichten, ein solches Fundament, das immer trägt und sich nie abnutzt.

Ich würde also eine solche Bibliothek folgendermaßen zusammenstellen: zunächst die sämtlichen Werke Goethes. Sie sind unerschöpflich; es gibt kaum eine Situation des Lebens, in welcher nicht gerade Goethes Wort ein guter Zuspruch und eine vortreffliche Anregung ist. Alsdann kämen die sämtlichen Werke von Wilhelm Raabe, die seit mehreren Jahren in gediegener Ausstattung von der Verlagsanstalt Hermann Klemm Berlin-Grunewald herausgegeben werden. 18 Bände sind es, in denen dieser größte deutsche Erzähler zu seinem Volke spricht. Goethe lesen, heißt klug werden; Raabe lesen, heißt klug und gut werden! Und dann an dritter Stelle Gottfried Keller, ebenfalls mit sämtlichen Werken. Für süddeutsche Leser erübrigt sich jedes weitere Wort der Empfehlung.

Zur Not könnte man mit diesen drei großen Dichtern und Erzählern auskommen. Ihre Werke lassen sich immer lesen und enthüllen uns dabei immer neue Schönheiten. Aber ich möchte sie doch lieber ergänzt sehen, und zwar durch einzelne Prosa-Schöpfungen von: Kleist, Jean Paul, Eichendorff, Heinrich Heine, E. T. A. Hoffmann, Jeremias Gotthelf, Theodor Storm, Theodor Fontane, Fritz Reuter, C. F. Meyer, Louise von François und Marie von Ebner-Eschenbach. So ergänzt, hätten wir eine kleine Bibliothek, deren Anschaffung auf mehrere Jahre verteilt, nicht allzuviel kosten würde, und deren innerer Gehalt in der Tat für ein ganzes Leben ausreicht, ja für das Leben von Kindern und Kindeskindern noch dazu.

Eine weitere Ergänzung dieser kleinen Bibliothek würde sich auf die besten Prosaschöpfungen des Auslandes zu erstrecken haben. Auch hier ist die Zusammenstellung verhältnismäßig einfach und nicht zu kostspielig. Man nehme die sämtlichen Werke der beiden Engländer Dickens und Thackeray, die sämtlichen Werke des Franzosen Maupassant und einzelne Romane von Stendhal, Balzac, Flaubert und Zola. Von den Russen genügen einzelne Werke von Gogol, Dostojewsky und Tolstoj. Von den nordischen Schriftstellern seien Selma Lagerlöf, Jacobsen und Hamsun je mit ein paar Romanen vertreten. Und dann natürlich noch der Amerikaner Edgar Allan Poe.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Wer diese kleine Bibliothek sein eigen nennt, besitzt damit qualitativ das Beste, was überhaupt das Schrifttum der heute noch lebenden Kulturvölkern hervorgebracht hat. Zu diesen Kulturvölkern gehören natürlich auch die Chinesen, Japaner und Inder. Doch finden sich dort wenig Prosawerke, die dem Geschmack der breiten Massen des europäischen Leserpublikums zusagen. Und es fehlt auch noch an wirklich guten Übersetzungen. „Tausend-und-eine-Nacht", dieses bewunderungswürdige Schatzkästlein asiatischer Märchendichtung, kennt ja wohl ohnehin jeder.

Absichtlich habe ich bei meinen Vorschlägen nur die Prosaliteratur berücksichtigt. Lyrik ist in billigen Anthologien ohne weiteres zu haben. Und was die dramatische Literatur betrifft, so gewinnt sie ja doch erst auf der Bühne Leben und Farbe.

Zur Lage der Bibliophilie

von Kurt Martens

Unter den Kulturbedürfnissen, die man auch im verarmten Deutschland gelten lassen muß, steht die Freude am Sammeln schöner oder seltener Bücher von Wert obenan. Daß sie noch immer nicht erstorben ist und mancher, der im übrigen ein recht einfaches, anspruchsloses Leben führt, für den Schmuck seiner Bibliothek sich die erforderlichen Summen vom Munde abspart, beweist, welch ein starker Kulturwille, welch starker, pietätvoller Sinn für die geistigen Errungenschaften trotz allem noch in den Schichten der wahrhaft Gebildeten lebt.

Die eigentlichen Käufer, Sammler und Besteller gehören natürlich meist den wohlhabenden Kreisen an, wenn auch in der heutigen Zeit der bücherverständige Arbeiter durchaus keine Seltenheit mehr ist. Selbst die Neureichen haben sich die für die Bibliophilie erforderliche Sachkunde z. T. schon angeeignet; sie lernen aus Buch- und allgemeinen Gewerbe-Ausstellungen, lassen sich von ihrem Buchhändler informieren und folgen der bewährten Geschmacksrichtung der bisher führenden Sammlerkreise.

Am gesuchtesten und am schwersten zu finden sind die Erstausgaben der Klassiker und Romantiker. Da sie sich meist in festen Händen befinden, erzielen sie auf den Auktionen der Antiquare außerordentlich hohe Preise. Das Ausland bietet dabei mit, die häufigsten Ankäufe erfolgen aber doch von Deutschen. Neben dem Stolz auf den Besitz des seltenen Buches sprach in der Zeit der schwankenden Währung wohl auch die Erwägung mit, daß es einen realen Sachwert, also eine Art von Kapitalsanlage darstellte. Das bibliographische und literarhistorische Interesse blieb aber hinter dem wirtschaftlichen keineswegs zurück und wird durch die gründliche Bearbeitung, der die Antiquare ihre Kataloge unterziehen immer wieder erfreulich gefördert.

Bei den Vorzugsausgaben neu erscheinender Werke liegt der bibliophile Wert in der Schönheit ihres Gewandes, also in Wahl und Anordnung der Schrift, für deren Entwurf Meister der Typographie von hohem Kunstsinn und bekanntem Namen zur Verfügung stehen, der Qualität des Papiers, als dessen Krone das handgeschöpfte Bütten wieder eingezogen ist, des Einbandes, den Meister der Handbuchbinderei nach den Grundsätzen gediegensten deutschen Handwerks betreuen.

An künstlerisch reifen, dabei anpassungsfähigen Illustratoren, denen häufig auch die gesamte Ausstattung des Buches anvertraut wird, ist kein Mangel. Hervorragenden Malern, wie etwa Thoma, Slevogt oder Corinth, die sich gelegentlich zur Illustration hergeben, ziehen manche Sammler weniger ausgeprägte Persönlichkeiten, vor, die aber als Zeichner von Beruf mit den Schwierigkeiten der Reproduktion vertrauter sind. Da ist Alfred Kubin bekannt geworden durch seine phantastischen Federzeichnungen, Karl Walser als Idylliker, Emil Preetorius als Meister des Biedermeierstils, besonders auch im Schattenriß, Karl Rössing als Holzschneider, George Groß als bitter-satirischer Gesellschafts-Kritiker u. a. m. Der buchästhetische Streit, ob einem dichtert-

Alexander Zemlinsky

(Zur Erstaufführung seines tragischen Märchens für Musik „Der Zwerg" am Badischen Landestheater)

Von Prof. Hans Schorn

Der Zeitgeist mit seiner Aprilwetterstimmung läßt stets nur eine enge Gasse offen für Alle, die oberhalb des sogenannten Zeitgeschmacks stehen; denn sein Pendel schwingt immer noch lieber zwischen aufgefrischten Aktualitäten, Sensationen und jenen Werken, deren unbezweifelbare Ewigkeitsexistenz längst erwiesen ist. Die wirklich Neugierigen der Kunst sind so selten wie das Publikum zahlreich, das nur ihm auf den Leib gemessene Stücke liebt. . . . So ist es Fatum und nicht Zufall, daß Alexander von Zemlinsky im musikalischen Deutschland von heute eine fast periphere Erscheinung blieb, daß seine vielfachen Bemühungen auf dem gesamten kompositorischen Gebiet innerhalb der deutschen Grenzpfähle noch kaum nachwirkten, obwohl dem Fachmann längst bekannt ist, welch nicht unwichtige Etappe in der Entwicklung der zeitgenössischen Kunst gerade seine Produktionen darstellen und darunter vor allem seine sieben Bühnenwerke, auf deren breiter Fläche Zemlinsky die tiefsten Gedanken über sich und die Musik enthüllt hat. Freilich, Zemlinsky steht uns heute fern, seitdem er in der alten Musikstadt Prag wirkt und man nur aus dortigen Berichten hie und da von ihm hört. Dennoch ist nicht zu zweifeln, daß es ihm ähnlich wie jenen Prager Dichtern und Musikern gehen werde, deren Humanität unsere Literatur und deren Vokalität die Musik unseres Landes schließlich doch Einiges zu verdanken hatte. Hält man gar unter den musikalischen Dramatikern, die heute leben, Umschau, so zählt Zemlinsky sicher zu den wenigen, auf die unsere Gegenwart, so es ihr mit dem Kampfruf nach einer besseren Zukunft wirklich ernst ist, hören muß.

Alexander Zemlinsky ist heute die prominenteste Persönlichkeit im deutschen Musikleben Prags, das ihm seit seiner Berufung an den Kapellmeisterpult des deutschen Landestheaters im Jahre 1911 vielfache Anregung verdankt. Die außerordentlichen Erfordernisse, die zumal jetzt in fremdgewordenem Land an den Leiter einer deutschen Bühne gestellt werden, erfüllt er in ungewöhnlich starkem Maß. Man bedenke nur: Wie leicht konnte deutsche Kunst Bindung und Bedingung verlieren auf einem Boden, der einerseits nicht mehr die notwendige Begründung ihrer Existenz in der gesellschaftlichen Zusammensetzung gewährt und andererseits die dort Heimatlosgewordenen einem brutalen Nationalismus ausliefern möchte, der seinen eigenen Messias in der Musik stärker denn je in Smetana, dem zechechischen Mozart und in Dvorak, dem zechechischen Schubert verehrt, denen sich in der langen Reihe der böhmischen Musikanten immerhin auch Hába und Krenek unter den Neutönern als nationalbewußte Böhmen anschließen. Nun, Zemlinsky hat die höchste Position, welche die Deutschen Böhmens an praktische Musiker zu vergeben haben, bisher mit überlegener Sicherheit verwaltet, denn er brachte beste Wiener Tradition dorthin mit, und die Prager bilden sich nicht zuviel ein, wenn sie geradezu behaupten, er habe das goldene Zeitalter der Wiener Hofoper unter Gustav Mahler in Prags Mauern in vorbildlicher Weise fortgesetzt. Natürlich wirkt Zemlinsky auch als Lehrer mit an erster Stelle an der dortigen deutschen Akademie für Musik, wo u. a. Konrad Ansorge die Meisterklasse für Klavier leitet. Zemlinsky wurde 1872 in Wien geboren. Da verbrachte er die Jahre des Heranwachsens in steter Berührung mit den geistigen Zeitströmungen, die ihn noch als Zögling des Konservatoriums mit Goldmark und mit dem letzten großen Klassiker Brahms persönlich zusammenführen, dann ihn aber rasch den Weg in die nächste Nähe derer finden lassen, die das große Wort der Jugend reden: Arnold Schönberg und Gustav Mahler. Zemlinsky wird Lehrer und Schwager A. Schönbergs und einer der wenigen intimen Freunde G. Mahlers. Unter seine unbedingte Autorität ausströmende Lehrfähigkeit beugt sich Erich Wolfgang Korngold, das Wunderkind. Auch Franz Schreker gesteht, daß er mit Zemlinskys produktivem wie reproduktiven Schaffen, weil es abseits von der Heerstraße des gebräuchlichen und gewohnten verlaufe, von frühester Jugend an sympathisierte. Die Kapellmeisterlaufbahn beginnt dann an Wiener Operettentheatern. Danach entfaltet sich die Wiener Volksoper unter seiner musikalischen Führung binnen wenigen Jahren zu einem künstlerisch hochstehenden Institut. Ein kurzes Intermezzo an der Wiener Hofoper selbst — noch auf Veranlassung Mahlers — befriedigt Zemlinsky keineswegs, er kehrt an die Volksoper zurück, bis man ihn nach Prag ruft und er diesem Rufe gerne folgt.

Wien wäre für ihn zwar das Juste milieu gewesen, wo's ihm dauernd hätte gefallen können. Aber die Ära Weingartner, die künstlerisch die Rückentwicklung zur wagnerianischen Kapellmeisteroper einleitet und zur Unterdrückung jeder Opposition auch vor gehässigen Intrigen nicht halt macht, bietet ihm wieder Gelegenheit, seine stets mutige Angriffsbereitschaft, seine sich selbst verzehrende und am eigenen und fremden Herzen rüttelnde echte Kunstbegeisterung auszutoben noch als schöpferischer Musiker Boden zu fassen. Zemlinsky war schon zu groß für Wien geworden. Wien verträgt keine genialen Kraftnaturen mehr. Zemlinskys Dirigentenfähigkeit zeichnet sich — ein Parallelfall zu Mahlers ungewöhnlichem Erfolg auf dem Gebiet wahrer Opernerziehung und Kunstdisziplin — durch die Gestaltung des Musikalischen aus dem Szenischen aus. Mit rücksichtsloser, unermüdlicher Arbeitskraft, fordert er dafür von sich und anderen das letzte. So entstehen heute in Prag Aufführungen, die einen seiner Beurteiler (im Zemlinsky-Heft des „Auftakt" 1921) zu folgenden Bemerkungen veranlassen: „Über seine das polyphone Gewebe entwirrende, rhythmische, dynamische und impressionistische Kunst des Gestaltens ist ein weltenumspannendes Gefühl gebreitet und ein die Musik aufwühlendes, die Musik immer neu gestaltendes Temperament; eine über Berge tragende Phantasie und wiederum Leidenschaft und abermals Leidenschaft und nochmals Leidenschaft, kennzeichnen das Wesen seines Musizierens."

Zemlinsky's inniges Verwachsensein mit der gesamten Opernliteratur und der ganzen absoluten Sinfonik, ist nur zu erklären aus seiner starken schöpferischen Potenz, die nicht allein das gegebene Material durch die Orchesterbrille vom routinierten Kapellmeisterstandpunkt aus begutachtet, sondern ihren Einsatzpunkt in eigenem reichen Innenleben hat und dies in selbständiger farbenprunkender Instrumentation zur Geltung zu bringen weiß. Schon deshalb zählt auch Zemlinsky, der Komponist, nicht zu den mehr oder minder bedeutenden Imitatoren, heißen sie nun nachwagnersche hochpathetische Musikdramatiker oder eigenwillige Nachsprecher Schönbergs und Mahlers, so stürmisch er auch sonst gerade deren ekstatisches Wollen gegen den Unwillen der Menge verteidigt. Natürlich gähnt eine Kluft zwischen Frühwerken, die wie das Opus I, der Walzer-Zyklus für Klavier, und das

schen oder allenfalls noch bedeutsam historischen Werke — denn nur solche gelten als des Buchschmuckes würdig — Original-Graphik in Tafelbildern (Radierungen oder Steindrucken) beigeheftet oder Reproduktion in den Text eingefügt werden sollen, ist noch immer nicht endgültig ausgetragen. Über die künstlerisch wie technisch schwierigen Probleme, die hier zu lösen sind, hat sich jüngst Professor Preetorius ausgesprochen und vor allem die alte, urdeutsche Holzschnitt-Manier empfohlen. Von einem anderen, mehr historischen Standpunkt aus beleuchtete Prof. Ehmcke in seiner Schrift „Drei Jahrzehnte deutscher Buchkunst 1890—1920" (Euphorion-Verlag-Berlin) die Aufgaben des Illustrators, während der Leipziger Bibliophile Julius Zeitler in seinem „Bibliophilen Lustgärtlein" (ebenda) ausschließlich eine Darstellung der gegenwärtigen Ansichten vom schönen Buche gibt.

Auf die mannigfachen, an Zahl nicht geringen bibliophilen Ausgaben einzugehen, die alljährlich in Deutschland und Österreich erscheinen, verbietet der Raum. Sie lassen sich gliedern in Neudrucke älterer wertvoller, besonders klassischer Werke, in Luxus- und Vorzugs-Ausgaben moderner Dichter, Essayisten, zuweilen auch berühmter Schriftsteller auf anderen Gebieten, und solche, die ausschließlich der Bildenden Kunst angehören, endlich gewisse Spezialschriften über das Thema der Bibliophilie, kleine aparte Sonderabdrucke, in wenig Exemplaren hergestellt, bibliophile Scherze und ähnliches.

Soll die Bücherliebhaberei nicht in Bücher-Narretei ausarten, von der schon in früheren Jahrhunderten kuriose Fälle erwähnt und belacht wurden, so ist festzuhalten an dem Grundsatz, daß das Wesentliche eines Buches stets sein Inhalt bleibt, ein minderwertiger Text also den bibliophilen Charakter des Buches unmöglich macht, der Büchersammler aber nicht in launische Absonderlichkeiten sich verlieren darf. Auch heute noch, ja seit einem Jahrzehnt wieder mehr denn je, wird auf dem deutschen Büchermarkt aus Verständnislosigkeit, Ungeschmack und skrupelloser Spekulation minderwertiger Verlage viel gesündigt. Die eigentliche Schönheit der Buchausstattung liegt niemals in leerem Prunk (wie früher bei den sogenannten Prachtausgaben), sondern in der Feinheit, Haltbarkeit und „Griffigkeit" des Papiers, der sorgfältigen Anordnung und Ausführung des Druckes, der stil- und geschmackvollen, vor allem grundsoliden Arbeit des Einbandes.

Erst wenn seltene Vollkommenheit des Inhalts und der Ausstattung sich decken, kann der Herausgeber einer „echt bibliophilen Publikation" sich rühmen und der Käufer sicher sein, daß er ein Objekt erworben hat, dessen Wert im Laufe der Jahre steigt und seiner Bücherei zu dauernder Ehre gereicht.

Materie oder Geist?

(Eine kulturelle Zeitfrage)

von Dr. Erich Walter Buisson-Villingen

Nicht die Technik, wohl aber der Stern des sog. Zeitalters der Technik nähert sich mit zunehmender Schnelligkeit seinem Untergang. Die Technik selbst wird stets eine hohe Wissenschaft bleiben, aber die Universalherrschaft des technisch-experimentell-materialistischen Denkens ist gebrochen. Das wirtschaftliche Aufwärtsstreben zwar an sich ist das Naturrecht jedes kraftvollen Staates noch immer gewesen, und jedem Staat brachte der kommerzielle Aufstieg beträchtliche Vorteile, so lange wirtschaftliches Denken sich in der Wirtschaft genügte und so lange auf der andern Seite der Staat sich seiner überwirtschaftlichen Stellung bewußt blieb. Diese Anschauung hatte Bismarck mit diktatorischer Energie durchgesetzt. Unter seinen Nachfolgern dagegen hat sich die Industrie, der kapitalkräftige Fabrikherr und der auf wirtschaftliche Besserstellung bedachte Lohnarbeiter, des Staates bemächtigt. Beide arbeiten mit der Materie; jener mit der Materie, die er hatte, dieser mit der Materie, die er nicht hatte.

Das wirtschaftliche Denken, wirksam unterstützt von der an der Materie experimentierenden Naturwissenschaft, hat langsam alle geistigen Werte, die nicht einen augenfälligen materiellen Gewinn abwarfen, stark entwertet, und nicht nur etwa in den Augen der Massen. Die Ringe des wirtschaftlichen Materialismus verlängerten ihren Radius von Jahr zu Jahr. Selbst Berufsklassen und Stände, die sich bisher mit Stolz als Träger ideeller Geistigkeit betrachteten, standen geblendet und anbetend im Banne des neuen Wirtschaftsmaterialismus. Wirtschaft vor alles. Was ihr nicht dienstbar sein wollte oder durfte, verfiel der Geringschätzung. Über den Menschen kam der maschinelle Zwang, der Mensch wurde selbst zur Maschine. Maschine und Masse sind verwandt wie Vater und Kind. Die Maschine, als Industrialismus gedacht, hat destruktiv auf die Seele des Menschen gewirkt. Innere Empfindungen ethischer, künstlerischer, religiöser Art vertrockneten. Die Seele wurde durch die Maschine ersetzt. Ein seichter Aberglaube an die Allmacht äußerer Einrichtungen erstickte die kritische Frage nach deren Idee.

Die beginnende wirtschaftliche und finanzielle Saturiertheit hat auch auf Volksschichten, die kraft ihrer Schulung zum Führeramt berufen gewesen wären, ideenvernichtend gewirkt. Die Ideengemeinschaft verlor sich in eine flirtende Geselligkeit. Der innere Mensch verflüchtigte sich. Der Einzelne wie die Gesamtheit, das Privatleben wie der Staatsgedanke, die Familie wie die Institutionen des Staates gingen diesen bequemen, weil abschüssigen Weg. Die Gewerkschaften, Kinder der Jetztzeit, kannten folgerichtig nur materialistisch-wirtschaftliche Klassenziele. Aber auch Berufsgenossenschaften und Fachvereine räumten wirtschaftlichen Gedankengängen immer mehr Platz ein, bis sie sich, hart gestoßen von der Not der letzten zehn Jahre, zu reinen wirtschaftlichen Standesorganisationen umgeformt hatten. Die gedanklich geistige Seite wurde mehr und mehr von den materiellen Tagesfragen überschattet. Sie verkümmerte aus Mangel an Licht und Luft. Warnende Männer blieben Wüstenprediger, die man ob ihrer „Ideologie" glaubte überlegen höhnen zu dürfen. Der denkende, nach Zusammenhängen suchende Geist, die Kulturidee, lag in den letzten Zügen.

Da offenbarte der staatspolitische Zusammenbruch weitesten Kreisen den längst fachmännisch konstatierten Tod der Idee. Die letzten Dämme, die gegen die materialistische Anschauung ein von seinem gesunden Begriff auch schon weit entfernter Staat noch mühsam aufrecht erhalten hatte, stürzten chaotisch ein. Die Stunde der materialistischen Hochflut war da. Sie würde fürchterlich in ihren Konsequenzen. Zum materialistischen Rechnen kam der noch tiefer stehende tierische Instinkt. Die Resultante beider war ein orgiastischer Mammonismus. Die materialistische Weltanschauung lebte sich in roher Selbsterniedrigung hemmungslos aus. Der Materialismus raste, je mehr er seine Todesstunde ahnte. Jeder Versuch einer geistigen Stellungnahme war und blieb verfemt. Nur Quantum, nie Quale. Das war jetzt das zwar kulturwidrige, aber allbeseligende Motto ideenleerer Gehirne. Diese Ideenlosigkeit, die seit zwei Generationen alles infiziert hatte, trieb bis in die letzten Wochen ihre Giftblüten. Wir erinnern an das Ideal des mühelosen Gewinns, an die Kitschbewunderung, an die freche Verspottung der Ideenwelt, kurz an die Ableugnung aller imponderabilen Menschenwerte.

Der Materialismus hat unsere Volksseele verwüstet. Nur der eiserne Rechen der Geistigkeit und nur die herbe Luft der inneren Wahrhaftigkeit können neue Keime zum Leben erwecken. Die Autorität des Geistes muß wieder in ihre ewigen Rechte eingesetzt werden. Ethische Vernunftideale müssen das Leben unseres Volkes bestimmend gestalten. Der elementare philosophische Gedanke, d. i. die geistig bewertende Stellung des Individuums zu seiner Umwelt, ist die unentbehrliche Voraussetzung eines jeden inneren Aufstiegs. Zwar leuchtet uns schon die erste Morgenröte geistiger Wiedergeburt. Aber nur langsam findet sich der irregeführte Mensch wieder zu sich selber zurück.

Der Einzelne wie der Staat muß in ideenerfüllter Aktivität unsere Gegenwart einer gründlichen, wenn auch schmerzlichen Säuberung unterziehen. In geistiger Evolution muß dem Sturz verfallen, was keiner Idee dient. Das gilt für den ganzen Bereich unserer Kultur. Heraus aus dem unfruchtbaren, resignierten Kompromiß auf geistigem Gebiet, hinein in den heißen Kampf der Ideen. Erst die Geistigkeit macht den Menschen zum Kulturmenschen. Durch nichts kann der Staat etwa den Glauben an sich selbst wieder mehr erwecken, als wenn er sich in Entschließungen und Verordnungen nicht von modischen Bedürfnissen und oft träger Tradition, sondern von führenden geistigen Gesichtspunkten bestimmen läßt. Der Staat in erster Linie muß wieder den Mut zur geistgerichteten Energie aufbringen. Nur die Idee gibt den unverrückbaren Richtpunkt inmitten unserer haltlos gewordenen Gegenwart. Aber nicht nur der Staat, auch jede öffentliche oder private Körperschaft, jeder Staatsbürger muß sich von geistiger Warte aus auf die wirklichen Kulturwerte besinnen. Kulturideen müssen aufs neue propagiert werden, damit wir wieder zu einer geistig begründeten Kulturgesinnung zurückkehren. Heilige Geistigkeit muß unterste und oberste Sprosse wahrer Kulturbildung werden. Diese aber verhält sich zum praktischen Nützlichkeitsstandpunkt wie Feuer zum Wasser. Und noch immer hat das Wasser das Feuer ausgelöscht. Kultur ist eben Autorität des Geistes.

Literarische Neuerscheinungen

Alfred Döblin, Berge, Meere u. Giganten. Roman. (S. Fischer, Verlag, A.-G., Berlin.) — Der neue Roman Döblins denkt in grandiosen Visionen die Zukunft des technischen Abendlandes zu Ende. Er stellt die Veränderung der abendländischen, westlichen Menschheit dar, die unter den geistigen Einwirkungen und getrieben vom Geiste der Technik zu einem großen Rassengemisch zusammenfließt. Die Erfindungen führen eine mechanische Vollkommenheit herbei, die die ungeheuren Menschenmassen reich und müßig werden läßt; sie suchen ihre Energien nach außen zu entladen, werden jedoch im Uralischen Krieg von der östlichen Welt zurückgeworfen. Von da ab wächst die Gahrung im ausweglosen Abendland. Halb barbarische Reiche tun sich auf, das erste in der Mark Brandenburg. Die rückläufige Bewegung wird allgemeiner und führt raumsuchend zuletzt zu dem ungeheuren Unternehmen der Eroberung Grönlands. Hier fordert das Gewaltigste der Technik die größten Mächte der Natur heraus. Der Kampf dieser beiden feindlichen Gewalten ist das Hauptthema des Buches. Der Mechanik und ihren Trägern, den Giganten, werden in gewaltiger Herrlichkeit Berge, Vulkane, Meere entgegengestellt, — der künstlichen Lebendigkeit das wirkliche Leben der Erde. Das Ringen dieser beiden Großmächte endet mit dem Siege der Natur, es bringt kein Erliegen des Menschen, sondern den Triumph eines neuen Menschentypus. In das verworrene Treiben, Schaffen und Sehnen der heutigen Menschheit dämmert die Wiedergeburt des Abendlandes herein. Dem Dichter ist es, wie schon in seinen früheren Werken, nicht so sehr um die Entfaltung von Einzelschicksalen zu tun, als um die Erfassung und Gestaltung kollektiver Geistes-, Seelen- und Lebenskomplexe. Seine Romane empfangen ihr Wachstum und ihre Form aus dem Willen zum großen Epos.

Des Geliebten doppelte Gestalt. Roman von Kurt Martens. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68). Der Inhalt dieses in München vor, während und nach Revolution spielenden Romans ist folgender: „Ingrid Tereuten hatte der Krieg nach kurzem Flitterwochenglück den Gatten geraubt. Nach Jahren pocht ein herabgekommener Fremdling an ihre Tür und gibt an, der Vermißte zu sein. Ingrid kämpft schwer mit sich, denn Liebe für den Neugewonnenen bedeutet Untreue gegen den Entschwundenen. Zweifel an der Echtheit des Heimgekehrten werden in ihr wach, bis es ihrer jüngeren Schwester, unabhängig vom leicht betrogenen Menschenauge, gelingt, Licht in das Dunkel der Herzen zu tragen."

Das nicht alltägliche Problem ist vom Verfasser spannend behandelt. Insbesondere sind die beiden Frauencharaktere mit psychologischer Kunst dargestellt.

I. Streichquartett auf einen Brahmsianer schließen lassen, und späteren Schöpfungen, die alles für die Wiener Schule am Anfang des 20. Jahrhunderts Eigentümliche aufweisen. Aber Zemlinsky ist ein eigener Wegsucher, in der Abkehr vom Althergebrachten so bewußt wie Schönberg; trotzdem er sich von dessen Maßlosigkeiten fernhält, muß deshalb alles, was seine Notenfeder hervorbrachte, in dessen unmittelbarster Nachbarschaft genannt werden, denn in der musikalischen Moderne ist der Geist, der einen neuen Menschen ankündigt, maßgebend und fast in jedem Takt seiner reifen Werke greift man mitten in Probleme, die heute nun einmal jeden nicht rückschrittlichen Musiker beschäftigen müssen. Dem in Opus I niedergelegten spezifisch Wienerischen Tanztypus bleibt Zemlinsky zwar treu, Nachklänge finden sich auch im „Zwerg", doch ist die Jugendzeit mit der zweiaktigen Oper „Der Traumgörg" abgeschlossen. Ihr gehören zwei Sinfonien, verschiedene Kammermusikwerke, das Chorwerk mit Orchester „Frühlingsbegräbnis" und mehrere Liedhefte an, sowie zwei weitere Opern: „Sarema" (in München uraufgeführt 1898) und die Märchenoper „Es war einmal", die Mahler 1900 an der Wiener Hofoper aufführte. Merklichen Übergang zur Reifezeit bildet das Biedermeierlustspiel „Kleider machen Leute" von 1907. Aber wenn darin Zemlinsky im Kammerklang des Orchesters und in der Verwendung der Quart Schönbergschen Einflüssen nachgeht (dessen hier neulich erstaufgeführte Kammersinfonie war 1906 entstanden), so bietet das folgende große Werk, die „Florentinische Tragödie" (Uraufführung Stuttgart 1916), den Gegenpol, die Auseinandersetzung mit R. Strauß und insbesondere mit der „Elektra". Wer wie Zemlinsky die Technik der Instrumention so vollkommen beherrscht, muß auch einmal sein imponierendes Können an Strauß' kongenialem Talent messen, ganz abgesehen davon, daß ihn die theatralische Aktion des Wildeschen Stoffes reizte, genau so gut, wie Strauß desselben Engländers „Salome" mit raffiniertester Musik überschwemmte und sie darin fast ertränkte.

Unlängst ist nun in Wien „Der Zwerg" aus der Taufe gehoben worden und das Badische Landestheater folgt in den nächsten Tagen als erste reichsdeutsche Bühne. Abermals bietet ein Wildesches Werk die textliche Grundlage, doch keine erotische Animalität, die vom Musiker bestenfalls idealisierte Perversität verlangt, sondern das tragische Märchen „Der Geburtstag der Infantin", über das schon Franz Schreker gelegentlich eine Pantomime für Kammerorchester schrieb (für Grete Wiesenthal; er hat es jetzt als Suite für großes Orchester umgearbeitet, da es weniger aus theatralischer Vorstellung heraus entstand und mehr ein rein musikalisch geschlossenes Stück ist). Zemlinsky kehrt in diesem ihm von Georg C. Klaren zurechtgemachten Einakter zu dem Stoffkreis zurück, der ihn schon in seinen Werken beschäftigt hat und behandelt ein Motiv, das wiederum Franz Schreker in den „Gezeichneten" aufgriff: Das Drama des häßlichen Menschen. Dem Kundigen verrät die Wahl gerade dieses Stoffes noch mehr, und das Menschlich-Psychologische fesselt die Aufmerksamkeit ebensosehr wie die rein musikästhetische Schönheit der Partitur, die wie bei allen Werken Zemlinskys — man muß das immer wieder betonen — weder selbstgefälligen Ambitionen noch überhitzten Selbstbewußtseins-Wallungen ihre Entstehung verdankt. Die schneidend scharfe Neuheit der Tonsprache aber liegt darin, daß Zemlinsky abermals einen Frontwechsel vollzogen hat, daß er die ehemals in der „Florentinischen Tragödie" noch so blendende und strahlenden Rüstung der Straußschen Diktion abgelegt hat und für diese Tragödie, die mehr als jedes andere Werk seine eigenste Tragödie ist, auch einen reizvollen Eigenstil gefunden hat.

Nach all dem Gesagten könnte es scheinen, als habe sich Zemlinsky heute ausschließlich neben seiner praktischen und pädagogischen Betätigung auf das Opernschaffen spezialisiert. Doch das widerspricht durchaus dem künstlerischen Typus, den er als musikalisch-prägnanteste Persönlichkeit repräsentiert. Es sei deshalb noch bemerkt, daß neben anderen neuen Werken auch eine lyrische Sinfonie mit Gedichten Tagore's der Uraufführung entgegenharrt, ein vollreifes, von tiefster Musikalität durchzogenes Werk. Mit der gewiß betrüblichen Tatsache, daß auch solche Schöpfungen eines allerdings jeder Effektsucht abholden Komponisten vielzulange der Öffentlichkeit vorenthalten werden, kann jedoch Schönbergs triumphales Wort versöhnen:

„Aber schließlich hat das ja Zeit: Zemlinsky kann warten."

Buchkritik

Max Otto: In kanadischer Wildnis. Trapper- und Farmerleben. 2. Auflage. (Mit 62 Bildern nach Naturaufnahmen und einer Karte, Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin SW. 11.) — Wenn ein Buch, das seine 458 Seiten stark ist, in kurzer Zeit die 2. Auflage erlebt, so ist das schon der beste Beweis für seine Zugkraft. Aber Zugkraft braucht noch nicht objektive Güte des Inhalts zu verbürgen. Hier ist das jedoch der Fall. Das Buch Max Ottos verdient nicht nur das Interesse des nach der Lektüre jagdlicher und sonstiger Abenteuer dürstenden Lesers, sondern auch die Beachtung der Ethnologen, Naturforscher, Zoologen und Botaniker. Die politischen Auffassungen des Verfassers sind, soweit unsere innere Politik in Betracht kommt, durch Scheuklappen beeinträchtigt. Aber kein verständiger Mensch wird sich dadurch im Genuß des sonst Dargebotenen stören lassen.

Wertvoll ist das Buch auch in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht. Macht es uns doch mit einem Territorium bekannt, dem für die Weltwirtschaft eine ständig wachsende Bedeutung zukommt. Aber letzten Endes ist es doch der Jäger und Naturschilderer, der in dem Ganzen dominiert. Otto weiß ungemein anschaulich packend und urwüchsig zu erzählen. Und seine treu deutsche Gesinnung, deren Betätigung ihm oft genug die größten Unannehmlichkeiten eintrug, verdient ebensosehr unsere Hochachtung, wie das treulose und denunziatorische Verhalten einzelner Deutscher dort drüben unsern Abscheu und unsere Empörung hervorrufen.

—d.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg